



Almut Breuste vor einem ihrer Bilder.

Foto: Holtz

Ein Lebenswerk

„Das muss ich jetzt erst einmal sacken lassen.“ Mehr will der Besucher, der gerade sichtlich bewegt aus der großen Halle kommt, nicht sagen. Auch ihn haben die RosebuschVerlässenschaften tief berührt. Zu überraschend und überwältigend ist das, was sich hinter der unscheinbaren grauen Stahltür auftut. 1997 haben das Künstlerpaar Almut und Hans Breuste begonnen, in einer ehemaligen Turbinenhalle ein Gesamtkunstwerk entstehen zu lassen, das eine Sprache verschlägt: In der riesigen Halle, die wie eine Kathedrale wirkt, türmt sich auf- und nebeneinander gestapelt eine Ansammlung unzähliger Materialien und Gegenstände. Das Draußen ist plötzlich weit weg. Die Welt hier steht still. Zeitlos und rätselhaft, roh und brutal-schlicht präsentiert sie sich dem Besucher. Almut Breuste erklärt: „Es sind Materialien, die ihren Zweck verloren haben, überflüssig geworden sind. Fehlproduktionen, zu viel produziert – weg damit! Dieser wahnsinnige Überschuss! Wir bekommen da schon eine Ahnung, dass uns das die Luft wegnimmt, unser Leben bedroht. Und trotz allem ist da diese Ästhetik drin.“ Dazwischen: großformatige alte Porträtfotos ernst blickender Menschen und Almut Breustes Gemälde von Menschen im Aufbruch, auf der Flucht – bedrückend.

Im jahrelanger Schwerstarbeit haben Almut Breuste und ihr 2012 verstorbener Mann Hans die Hinterlassenschaften zusammengetragen und das scheinbar Wertlose und Ausgerangte zu diesem raumfüllenden Kunstgeflecht zusammengefügt, das ohne Worte auskommt. „Keine Erklärungen! Natürlich, das ist so! Das ist gar nicht in meinem Denken drin! Es ist ja keine Produktausstellung!“, so Almut Breuste. Im dunkelsten Bereich der Halle befindet sich „Litzmannstadt“, ein Objekt mit 3000 Lazaretttragen, postergroßen Fotos und Deportationslisten. Da braucht es keine erklärenden Worte. Ihr Mann hat es nicht mehr erleben können, dass ihr gemeinsames Werk – nachdem die Stadt Hannover der Halle eine umfangreiche Sanierung hatte angeidehen lassen – der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Seit neun Jahren öffnet Almut Breuste an jedem ersten Freitag und Samstag im Monat die Tür, heißt Besucher willkommen und steht geduldig Rede und Antwort. „Viele sind sehr überrascht, dass es so einen Ort gibt. Einen Ort, der innerlich so anrührt, zu Sprachlosigkeit, Fassungslosigkeit führt, aber auch zu ei-

ner Ruhe und Stille, einer Gedankenwelt, die so noch nicht erfahren wurde.“ Und immer, sagt die Künstlerin, sei es eine intensive Begegnung mit den Menschen an diesem Ort. „Manche halten sich sehr lange hier auf und gehen dann ganz still fort.“ Da müsste wohl erst einmal der starke Eindruck von „Litzmannstadt“ verarbeitet werden, vermutet die 50-Jährige, bevor man bei einem weiteren Besuch die leiseren Töne und Geschichten der übrigen Objekte entdecken und aufnehmen könne. „Die Vielfalt der Besucherinnen und Besucher, Gruppen und vor allem Schulklassen sind das Besondere. Hier passiert so viel während des Besuchs und der gemeinsamen Arbeit in den Verlässenschaften.“ Auch sie selbst wurde als 16-Jährige mit „Litzmannstadt“ konfrontiert. „Das Objekt war 1987 in der Hanomag zu sehen, und ich bin zufällig mit Freunden hin.“ Für sie war es eine Begegnung mit der Kunst und mit dem Menschen Hans Breuste, die ihr Leben bestimmen sollte. „Die Kompromisslosigkeit wie Hans mit dem Medium Kunst dieses Thema bearbeitet hat, sich dem so zu widmen – das hat mir eine neue Welt eröffnet.“ Sozial und politisch geprägte Kunst hatten die Schülerin schon lange interessiert: „Kunst war ein Teil meines Lebens. Käthe Kollwitz, Josef Beuys, Wolf Vostell, Helen Frankenthaler und andere waren meine ständigen Begleiter. Ich wollte entweder in die Medizin und Entwicklungshilfe gehen oder Künstlerin werden.“ Das habe für sie längst fest gestanden. Die junge Frau blieb mit Hans Breuste in Verbindung und half ihm ab und zu. Kurz vor dem Abitur brach sie die Schule ab. „Für mich war klar, ich werde Künstlerin, und dafür brauchte ich kein Abitur. Außerdem wollte ich ein unkonventionelles Leben ohne feste Bahnen führen. Mit Hans, das spürte ich, würde das möglich sein.“ Sie war 19, als sie den 38 Jahre älteren Künstler heiratete. Nach einem Jahr kam Tochter Selma zur Welt, später Sohn Anton, und die Kinder wurden zu einem weiteren Zentrum ihres gemeinsamen Lebens. „Es ist ein großartiges Geschenk, einen Menschen zu treffen, der einen so komplettiert! Wo alles zusammengeht – im Leben, als Familie, in der gemeinsamen Arbeit. Dafür bin ich unendlich dankbar“, sagt sie und lächelt. Das galt für Beide. Sie hätten, so sieht Almut Breuste es heute, ein Leben geführt, das wie ein Spiel gewesen sei, nicht ohne Risiko. „Was das Machbare und Umsetzbare betraf, das Finanzielle – und auch die Gesundheit. Aber man gewöhnt sich daran, und dann macht es Spaß.“ Gemeinsam erarbeiteten sie zahlreiche Ausstellungen und Projekte, sowie Werke im öffentlichen Raum. Es entstand „Care – Struggle For Existence“, die amerikanische Hilfe 1945 in Aschaffenburg, wo sie 300 Tonnen Eisen verarbeiteten. Und

das Mahnmal „Objekt Rampe Bergen-Belsen“. Und nach 2012 das Denkmal „Anhalten Alle Uhren“ vor der Psychiatrie in Langenhagen für die Opfer der Euthanasie und das Deserteurs Denkmal „Ungehorsam 1933–1945“ auf dem Fösefeld Friedhof Hannover. Doch stets stand für sie die Arbeit in den RosebuschVerlässenschaften im Mittelpunkt. Es gab Preise und Auszeichnungen, und die Künstlerin sagt, dass sie sich privilegiert und reich beschenkt fühle mit Anerkennung und Zustimmung: „Ich mag es aber auch, wenn ich meine Ruhe habe, denn ich stehe nicht so gern in der Öffentlichkeit.“ Und wieder ist das dieses ruhige, warme Lächeln, das aus dem tiefsten Inneren strahlt, besonders wenn sie über ihren Mann, über die gemeinsame Arbeit und ihr Leben mit ihm spricht. „Als ich mit Hans zusammenkam, wussten wir ja nicht, dass unser beider Arbeit und Leben sich einmal so verweben würde – in einem Gesamtkunstwerk wie den RosebuschVerlässenschaften. Für mich ist das wie ein riesengroßes Bild, das an der einen oder anderen Stelle immer neu gemalt und verändert wird. Ich arbeite fast täglich daran.“ Nach dem Tod ihres Mannes, der schon lange krank gewesen war, wusste sie zunächst nicht, ob sie das gigantische Projekt weiter alleine würde stemmen können. Doch Almut Breuste machte zäh und mit großer Energie weiter: als Malerin und Projektkünstlerin, als Bewahrerin und Entwicklerin des gemeinsamen Werkes und seit Neuestem auch als Psychoanalytische Kunsttherapeutin. 2020 schloss sie die Weiterbildung ab und arbeitet seitdem einige Stunden pro Woche mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen. „Das macht mir sehr viel Freude und ich lebe damit in gewisser Weise meinen zweiten Berufswunsch, der mich nie ganz losgelassen hat“, sagt sie. So wie auch sportliche Betätigung: Volleyball spielen, Rennrad fahren und wandern, wobei sie die Berge ebenso liebt wie das Meer. Demnächst geht es kurz ins Allgäu – und dann warten wieder die Verlässenschaften auf sie, wo auch immer neben der Kunst, der Malerei und den Projekten mit jungen Menschen Hausmeistertätigkeiten zu machen sind. Sie lacht: „Ja, es ist sehr viel, deshalb darf ich mich nicht treiben lassen. Und dabei muss mir die Arbeit leicht fallen und Freude machen, die körperliche und die gedankliche.“ Wie es nach ihr einmal weitergehen wird? „Erst einmal werde ich die nächsten Jahre den tollen Stand der Verlässenschaften in der Arbeit ausschöpfen und genießen. Wir haben einen Kunstort geschaffen, der nicht mehr wegzudenken ist. Die Vision ist Wirklichkeit geworden. Und das gibt Freiraum für Neues.“ (www.rosebuschverlaessenschaften.de)

Eva Holtz

Oben steht gerade Viktoria L. und singt mit geschlossenen Augen und voller Inbrunst „Skyfall“ von Adele. Als sie die Bühne verlässt, bricht sie in Tränen aus: „Es bringt so viel, da oben zu stehen. Ich singe sehr gern, und ich bin selber baff, dass ich das so hingekriegt hab – bei meinem Lampenfieber! Das ist so befreiend, ne gute Therapie. Man kann dabei alles rauslassen!“ Die nächste Nummer wird von Dennis H. präsentiert: „Es geht mir gut“ von Marius Müller-Westernhagen – und das, obwohl es ihm selbst gerade nicht so gut geht, wie er verraten hat. Auch er wird mit begeistertem Klatschen und allgemeinem Mitsingen des Refrains belohnt. Günter Pöser, der die Veranstaltung moderiert, freut sich: „Die Resonanz ist überwältigend. Ich bin so begeistert, dass hier Bewohner auf die Bühne gehen, denen man es gar nicht zugetraut hätte – und die Textsicherheit! Ich weiß ja welche Aufregung im Vorfeld damit verbunden ist. Toll auch, wie das Publikum mitgeht!“ Der Leiter Heiminterne Tagesstruktur/Tagesförderstätte ist schon sehr gespannt auf die weiteren Teilnehmer: „Es kommen noch viele interessante Talente.“ Das wird gleich beim nächsten Auftritt deutlich. René K. singt ohne jede Begleitung in perfekter Manier „Theo, mach mir ein Bananenbrot“ nach Harry

Belafontes „Banana Boat Song“. Dazu die Jury: „Wir haben ein großes Talent erlebt!“ Das Programm ist kurzweilig und abwechslungsreich. Für jeden ist etwas dabei: Gedichte, Pop und Rock, Country und Heavy Metal, Romantische Songs, Rap oder selbst erdachte Lieder, mit eigenhändiger Gitarrenbegleitung oder a cappella. Endlich ist auch Nicole-Jasmin mit ihrer Bauchtanznummer dran. Sie kündigt sich selbst an, erzählt ein wenig über ihre Leidenschaft für den Tanz und wünscht den Zuschauern, „viel Spaß!“. „Donnerwetter nochmal!“, kommt ein begeisterter Kommentar aus dem Publikum, als sie geknnt die Hüften schwenkt. Auch sie wird bejubelt und beklatscht, als sie ein wenig atemlos die Bühne verlässt. Am Ende hat das Publikum die Wahl. Für jeden Teilnehmer steht ein Karton bereit, in den die Stimmzettel geworfen werden. In diesem Jahr gibt es wieder ein enges Rennen um die vorderen Plätze. Nicht zum ersten Mal ist Nicole-Jasmin Sch. mit ihrer Bauchtanzvorführung dabei. Auch Michael S. mit seiner Darbietung des ABBA-Hits, „Mamma Mia“, und René M. mit dem Schlager „Cordula Grün“ (Die Draufgänger) bekommen viele Stimmen. Aber Gewinner sind an diesem gelungenen Nachmittag eigentlich alle – Teilnehmer, wie Publikum. Eva Holtz

Alzheimer – gibt es Hoffnung?

Auf dem Computerbildschirm sind Bilder von einem Gehirn zu sehen. Anke W., die 83-jährige Patientin, leidet unter einer beginnenden Alzheimer Demenz. „Ich habe das Gefühl, ich vergesse viel, und mein Mann und ich wollen alles versuchen, etwas dagegen zu unternehmen.“ Als sie von der „Transkraniellen Pulsstimulation“ (TPS) erfuhr, die seit Juni im Klinikum Wahrendorff angeboten wird, meldete sie sich sofort an. „Wir haben uns gefreut, dass man nicht hilflos abwarten muss, wie sich das entwickelt, sondern dass es eine Hoffnung gibt!“ Heute hat sie ihren ersten Termin.

Nachdem Dr. Jan Thomas Michaelsen, Facharzt für Neurologie in der Allgemeinpsychiatrie, anhand der Arztbriefe und des MRTs festgelegt hat, dass es sich bei Anke W. um eine Alzheimer Demenz handelt – denn nur diese kann derzeit mit dem TPS-Gerät behandelt werden – folgt ein ausführliches Vorgespräch (Anamnese) inklusive mehrerer Testverfahren. So kann sich der Arzt einen Überblick verschaffen, wie es um die Gedächtnis- und andere kognitive Leistungen der Patientin bestellt ist, ob depressive Symptome vorliegen und wo es im Alltag Probleme gibt. Im Nebenraum wird die CD mit den MRT-Daten des Gehirns der Patientin im TPS-Gerät eingelesen. Anke W. nimmt gegenüber des Bildschirms auf dem bequemen Hochlehner-Sessel Platz, und der Arzt erläutert, was es mit der Methode auf sich hat und welche Schritte nun folgen. Insgesamt dauere die Therapie-Sitzung 30 Minuten, erklärt er ihr. Die Patientin nickt. „Jetzt muss ich aber leider Ihre Frisur ein wenig ärgern und sie mit Gel anfeuchten, damit die Behandlung auch funktioniert. Und ich setze Ihnen eine spezielle Brille auf, damit das Gerät die Position Ihres Kopfes erkennen kann“, sagt Dr. Michaelsen. Als der Arzt mit dem Handteil, das über einen Schlauch mit dem Computer verbunden ist, über ihre Kopfhaut fährt, fängt es an zu knacken. „Nicht erschrecken, das sind die Schallpulse.“ Die MRT-Bilder auf dem Bildschirm zeigen, welche Gehirnamareale erreicht werden müssen, und genau dort setzt der Arzt das Handgerät an und schiebt es auf dem gesamten Kopf leicht hin und her. „Das ist angenehm“, sagt Anke W., „wie beim Friseur.“ Jetzt muss ich leider nochmal anfeuchten und noch etwas Gel aufs Haar geben“, sagt der Neurologe. „Macht nichts. Es fühlt sich gut an, wie eine Kopfmassage.“ Anke W. lässt sich auch vom ständigen Knacken nicht irritieren. Nachdem bestimmte Bereiche des Gehirns einmal behandelt wurden, geht die Prozedur von vorne los. „Nun kommt der zweite Durchgang“, informiert sie der Arzt. „Kein Problem, ich sitze ja bequem.“

Für Anke W. werden noch weitere fünf Behandlungs-Sitzungen innerhalb der nächsten zwei Wochen folgen. „Dann haben wir eine Pause, und nach drei Monaten schauen wir nochmal mithilfe der bereits zu Beginn der Behandlung durchgeführten Testverfahren, ob es zu einer Verbesserung gekommen ist“, erklärt Oliver Rosenthal, Leitender Arzt der Abteilung. „Seelische Gesundheit im Alter“. Die bisherigen Studien seien ermutigend, sagt der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie: „Aber wir wollen Daten auch hier bei uns erheben, um zu sehen, ob

sich damit tatsächlich ein Erfolg erzielen lässt.“ Entwickelt wurde das TPS-Behandlungssystem von einem Schweizer Unternehmen, welches die Pulswellen-Technologie zunächst in der Orthopädie, der Urologie oder in der Kardiologie einsetzte. 2014 erhielt es auch eine Zulassung für die Alzheimer-Behandlung. Derzeit gibt es europaweit nur wenige TPS-Behandlungszentren. „In unserer Klinik werden viele Patientinnen und Patienten mit schweren Verläufen der Alzheimer-Erkrankung stationär eingewiesen, denen eine so frühzeitige ambulante Therapie bisher nicht zur Verfügung stand“, sagt Oliver Rosenthal. Bei der TPS-Methode komme es zu einer Verbesserung der Gehirndurchblutung, zur Bildung neuer Gefäße und zur Nervenregeneration. Und der Arzt beschreibt das Verfahren in allen Einzelheiten. „Momentan haben wir die Indikation mit dem TPS-Gerät nur für die Alzheimer Demenz. Die anderen Demenzformen, wie gefäßbedingte Demenz, Demenz bei Morbus Parkinson und andere können wir derzeit damit nicht behandeln“, so Oliver Rosenthal, und sein Kollege Dr. Jan Thomas Michaelsen wirft ein: „Übrigens ist die Komplexität bei den Demenzerkrankungen ganz enorm. Beim einen ist das Kurzzeitgedächtnis betroffen, beim anderen eher die Alltagsfähigkeit, und der Patient kann sich nicht mehr alleine anziehen, stürzt dauernd oder kann sich keine Mahlzeiten mehr zubereiten. Da gibt es eine unglaubliche Bedürftigkeit, deshalb kommen auch schon Anfragen aus anderen Bundesländern, und die Patienten nehmen für eine TPS-Behandlung weite Wege auf sich.“ Eva Holtz

Dr. Jan Thomas Michaelsen erklärt der Patientin, was ihr Gehirn ihm zeigt.

Foto: Giesel



Winfried B. an seinem Stammpplatz an der B 65. Der gelehrte Tischler wollte einmal Architekt werden. Dann kam alles anders. Foto: Holtz



Hier geht's zur Webseite des Klinikums:

Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 0511/7003 55 11
Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 05 11/1693 31-0, Termin nach Vereinbarung

APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Katrin Rother, Tel. 0511/8647 54

Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günter Pöser, Tel. 051 32/90-2551 oder poeser@wahrendorff.de

Bibliothek Rudolf-Wahrendorff-Str. 17 a, 31319 Ilten, Ansprechpartner: Marlene Bruns, Tel. 051 32/90 25 96, Öffnungszeiten: Di, Do: 15.30–17.30 Uhr, Sa 14.00–16.00 Uhr

Bügelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Doris Wollborn, Tel. 051 32/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00

Cafégarten Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 051 38/701 21 79, geöffnet Mai bis Oktober, Mo–Fr 15.00–18.00 Uhr, Sa–So 11.00–18.00

Café Knuckelsnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Larissa Truhn, Mailow Gatschau, Tel. 051 32/90 25 14, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr

Café und Restaurant Sympatico Borgenstrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: André Weiß, Tel. 05 11/8489 53-15, geöffnet Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa und So 11–16 Uhr

Dorff-Gärtnerei-Ilten Sehnder Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludger Goeke, Tel. 051 32/90-2681 oder dorffgaertnerei@wahrendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr

Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr

Epilepsie Selbsthilfegruppe 1. Freitag im Monat, „Zeischzeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 0511/6690 88

Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–16.30 Uhr

Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32/90-2412, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr

Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt, Tel. 051 32/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr

Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32/90-2306, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr

Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarraum), RWI Ilten, Pastorinnen: Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm 05132/90-2219

Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-84593930

Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczkun, Tel. 051 32/502 7957, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr

Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: Frau Gülay Akgül, Tel. 051 32/90-2516

Traumambulanz Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Maren Wilhelm, Tel.: 051 32/90-3838

Veranstaltungs-Services Räume für Veranstaltungen, 20–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Andrea Janßen, Tel. 051 32/90-2203

Wa(h)renhaus Ilten Ferd.-Wahrendorff-Str. 1, 31319 Sehnde, Tel. 051 32/90-3384, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30

www.wahre-seele.de Das konkrete Magazin zur seelischen Gesundheit

Verrückt ...?



Matthias Brodowy, Kabarettist, Musiker, Moderator, „Vertreter für gehobenen Blödsinn“, Hannover:

Ich sehe es heute als Muss an, Dinge zu ver-rücken und abzuweichen von dem, was „man“ so macht. Wer in dieser Welt nicht ein bisschen ver-rückt ist, der hat sie nicht alle! Ich habe schon so oft gehört: Du bist ein Spinner! Danke, das empfinde ich als Kompliment! Ich möchte ein Spinner sein. Da fällt mir Hanns Dieter Hüsch ein und sein wunderbares Lied: Ich sing' für die Verrückten, die seitlich Umgeknickten ... Nur wer sich von der Norm ein bisschen weg bewegt, kann die Welt anders gestalten. Also: Verrückt ist für mich ein extrem positiv besetzter Begriff.

Waldemar Lechelt, ehem. Geschäftsführer der eggpack, 1. Vizepräsident d. Deutschen Automobil-Veteranen-Club (DAVC) Landesgruppe Nds., Burgwedel:

Beruflich habe ich viele verrückte Sachen erlebt – und zum Glück alle gut überstanden. Insgesamt finde ich, sind wir zu wenig verrückt. Vielleicht liegt es daran, dass uns über die Medien ständig Verrücktheiten und Verrücktes präsentiert wird, und wir da einfach weder mithalten wollen noch können? Ich selbst bin auch ein ziemlich normaler Mensch. Trotzdem – oder möglicherweise gerade deshalb – bin ich auch nach 52 Jahren immer noch in meine eigene Frau verliebt. Schon ein wenig verrückt heutzutage! Auf jeden Fall ist verrückt, wie ich von der Faszination für alte Autos geblissen bin – und das seit meinem 18. Lebensjahr. Damals habe ich mir mein erstes Auto vom Munde abgespart, ei-

nen Glas Isar T700 Bj. 1959. Der ist heute natürlich längst ein Oldtimer. Da fällt mir ein: Irre finde ich auch, dass ich noch nie den Führerschein verloren habe – obwohl ich das eine oder andere Gläschen in geselliger Runde nie verweigert habe.

Was ist ein Prowi?

Sonja D. (53): Ich mag z. B. Cate Blanchet, eine ganz tolle Schauspielerin. Welche, die im Dschungel-Camp sitzen, sind für mich nicht prominent. Die finde ich alle doof. Wirklich kennenlernen möchte ich keinen von den prominenten Leuten. Ich gucke lieber von Weitem. Wirklich bewundern tu ich viele Mitarbeiter hier. Obwohl die den ganzen Tag Nervkram haben, Gepöbel, Gemache und Getue, sind die immer ruhig und ansprechbar. Bei einigen merkt man wirklich: Sie tun ihre Arbeit für die Menschen hier. Von denen kann man was lernen! Ich würde lieber einen ganzen Garten umgraben oder Holz hacken! Diese Arbeit könnte ich nicht!

Karl-Heinz K. (70): Wenn Corona vorbei ist, brennt hier die Luft, weil ich soviel Besuch kriegen werde. Denn alle kennen mich und kommen dann her. Weil ich berühmt bin. Ich bewundere z. B. David Bowie, Frank Zappa, Queen und Deep Purple. Aber in ein Tina Turner Konzert würde ich nicht reingehen!

Impressum
is' ja ilten!
Herausgeber:
Klinikum Wahrendorff GmbH
Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung:
Eva Holtz
Layout:
Umbi/Juch, Petra Laue, Matthias Höpner-Fidus
Fotos:
Joachim Giesel, Eva Holtz, Thomas Rodriguez
Anschrift der Redaktion:
Klinikum Wahrendorff, Rudolf-Wahrendorffstr. 22, 31319 Sehnde, Tel. 051 32/90 22 50, Fax: 051 32/90 22 66
Internet-Seite:
www.Wahrendorff.de
e-mail:
info@wahrendorff.de
is' ja ilten erscheint vierteljährlich
Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollem Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

is' ja ilten!

DAS PORTRÄT
Almut Breuste



SOZIOThERAPIE IM RWH
Hier ist immer gute Laune



ARBEIT ALS BEREICHERUNG
Kunst ist besser als Trinken



PROMINENTE BEFRAGT
Was ist verrückt?



Aber bitte mit Sahne!

Schon von weitem hört man über den langen Flur das Lachen und die angeregten Unterhaltungen. In der Soziotherapie im Untergeschoss des Rudolf Wahrendorff Hauses (RWH) in Ilten ist die Stimmung gut. „Ich komme jeden Tag hierher in die Soziotherapie. Es sind sehr nette, charmante, romantische Kolleginnen und Kollegen hier. Ich komme sehr gerne her. Heute mache ich ne Kette. Die kriegt unsere Chefin, Frau Kaya. Sie ist die Schönste und sehr nett!“, sagt der 70-jährige Günter H. Jessica Kaya sitzt mit am Tisch und lächelt, als er ihr die Kette aus dicken, bunten Kugeln um den Hals legt: „Herr H., ich bin begeistert von der Kette!“, sagt sie und strahlt ihn an. „Es ist das erste Mal, dass Herr H. eine Kette gemacht hat. Sonst malt oder puzzelt er.“ Die studierte Sozialarbeiterin, die Bereichsleiterin für die Kreativen Angebote der Heiminternen Tagesstruktur/ Tagesförderstätte ist, arbeitet gerade an einem dicken gebunden Buch. Mithilfe der Buchfalte-Technik wird daraus ein dekoratives Kunstwerk. „Das sind Bücher, die wir von Frau Bruns aus der Bibliothek bekommen, die sonst auf dem Müll landen würden. Wir wollen sie auf unseren Festen verkaufen. Aber leider gab es ja während Corona weder das Sommerfest, noch den Weihnachts- oder Ostermarkt. Aber wir arbeiten schon vor für die nächsten“, sagt Jessica Kaya. Ihr gegenüber sitzt Carolin Jedamski und ist mit ihrem Buch fast fertig. Die Heilerziehungspflegerin hat diese Technik in die Soziotherapie eingebracht und damit einen Volltreffer gelandet. „Ja, die Märkte waren immer richtig schön. Da war ich öfter am Fischstand“, sagt eine Bewohnerin, und es wird in Erinnerungen geschwehlt an die schönen Veranstaltungen, die für einige Bewohner zu den Höhepunkten des Jahres gezählt haben. Natürlich hoffen alle, dass sie bald wieder möglich sein werden. „Leise rieselt der Schnee“, singt eine Bewohnerin, während sie mit einem Bild beschäftigt ist. „Ich bin 30 Jahre alt“, zwitschert Angelika G. (68). Sie sitzt aufgrund schwerer körperlicher Beeinträchtigungen im Rollstuhl. „Wenn du 30 bist, bin ich schneitodt“, kommt es trocken von ihrer 63-jährigen Nachbarin Brigitte F.. „Wo ist ihre Maske, Frau F.?“, erinnert Jessica Kaya die Bewohnerin. „Ich krieg Sonnenbrand unter der Maske“, protestiert die Bewohnerin, zieht sie dann aber doch über Nase und Mund. Dann sind die Sternzeichen Thema. In der morgendlichen Zeitungs-
runde geht es stets als Erstes um die Horoskope. „Die sind sehr interessant. Ich bin Widder“, sagt Karl-Heinz K.. „Am 20. April hat er Geburtstag“, erklärt Brigitte F.. „Stimmt nicht, ich hab am 11. April“, protestiert Herr K. energisch. Frau F. kontert und schmettert: „Wer ist schon fehlerfrei, singt Helene Fischer. Ich war Werbeleiterin bei einer großen Möbelkette. Da habe ich immer die Proofs angeguckt und entschieden, was falsch und richtig ist. Damals hätte ich Herrn K. ordentlich angeschissen!“ Auch bei Martina S. (39), die gerade mit Carolin Jedamski Karten spielt, klinkt sich die Ex-Werbeleiterin ein: „Das ist wie 4 gewinnt.“ „Ich bin hier die einzige, die richtig arbeitet“, erläutert Martina S.. „in Burgdorf in einer WfBm (Werkstatt für behinderte Menschen). Da packe ich z.B. Kekse und Kaffee ein und fahre mit dem Bus dahin.“ Detailliert beschreibt sie, welchen Bus sie von wo und wann nehmen muss. „Und sie hat ne Eigentumswohnung in der List“, lässt sich Brigitte F. wieder vernehmen. Auf die Info, dass am Dienstag gemeinsam Kuchen gebacken wird, stellt sie klar: „Bei mir ist Eierlikörkuchen am beliebtesten.“ „Den gibt es bei uns nicht!“, erwidert Carolin Jedamski, „was möchten denn die anderen?“ Eine lebhafte Debatte startet. Schokoladenkuchen stellt sich als eindeutiger Favorit heraus. In der Soziotherapie gibt es einen Wochenplan, der täglich ein anderes Programm vorsieht: montags gemeinsames Einkaufen, dienstags Backen, mittwochs individuelle 1:1 Einkaufsbegleitung, donnerstags wird gekocht oder gegrillt und am Freitag ist Beauty-Tag, worauf sich besonders die Bewohnerinnen freuen. Ein „offenes Angebot“



Günter H. ist ein Fan von „Chefin“ Jessica Kaya.

Foto: Giesel

steht jeden Tag zur Verfügung, und es wird gemalt, gebastelt und gewerkelt. „Am wichtigsten ist aber immer die Kommunikation“, erklärt Jessica Kaya. Dass diese Möglichkeit nur allzu gerne genutzt wird, zeigt der lebhafte Austausch untereinander. „Und am Donnerstag sind wir mit Frau Eller-Gewinn im Garten zugegen“, ruft ein Bewohner dazwischen und freut sich schon darauf, die langjährige Heimleiterin des RWH wiederzusehen, die bereits im Ruhestand ist. Christa Eller-Gewinn, die vor über 20 Jahren das Soziotherapie-Angebot ins Leben gerufen hat, kann sich von ihrem alten Arbeitsplatz und den Bewohnern aber nicht ganz trennen und hat die Gartengruppe übernommen. „Hier ist immer was los, und Kaffee inklusive“, lässt sich Brigitte F. wieder einmal vernehmen. Ein Bewohner erinnert sich an die gemeinsamen Zoobesuche. Oh ja, da wollen alle gerne wieder hin. „Zoo ist toll! Wenn Corona vorbei ist, freu ich mich schon drauf“, ruft Martina S. und kann – wie die anderen auch – die neueste Nachricht kaum fassen: Ende September geht es tatsächlich zum ersten Mal seit über einem Jahr wieder in den Zoo! Der Jubel ist riesengroß, und dann ist es hier, genau wie überall: Corona ist wieder einmal Thema. „Ich fand’s scheiße, dass ich vom 19. März bis zum 31. August nicht zur Arbeit nach Burgdorf durfte, und dann nur alle zwei Wochen, und dann war mal einen Monat wieder ganz geschlossen“, schimpft Martina S.. „Aber es sind ja viele Menschen dran gestorben“, gibt Günter H. zu bedenken. Carla-Elisabeth K. (66), die lange Zeit eine wichtige Mitarbeiterin beim Wahrendorff Boten war, meldet sich das erste Mal zu Wort: „Ich finde es gut, dass wir jetzt einen Impfstoff haben. Dann wird es nach und nach wieder normal.“ Karl-Heinz K. ergänzt: „Wir hier im Klinikum sind so sicher: In fünf Minuten ist die Polizei hier, in zehn Minuten die Feuerwehr und in 20 Minuten der Hubschrauber!“ Übergangslos geht es dann aber wieder um Naheliegendes, um den Apfelkuchen, der am heutigen Nachmittag gebacken werden soll. Aber bitte unbedingt mit Sahne, ist man sich einig. Eva Holtz

Betriebliches Eingliederungsmanagement = Win-Win

„Pflege stärken. Chancen der betrieblichen Gesundheitsförderung nutzen“, war der Titel einer Digitalen Informationsveranstaltung im Juli 2021, bei der auch Heide Grimmelmann-Heimbürg, Geschäftsführerin des Klinikums Wahrendorff, ein Referat hielt. Ihr Thema: „Die gesunde Führungskraft: Der Schlüssel zum Erfolg“. In ihrem Vortrag skizzierte sie die vielfältigen Maßnahmen des Unternehmens für eine „Gesunde Unternehmenskultur“. Ein weiterer Schlüssel zum Erfolg, so die Geschäftsführerin, sei unter anderem ein gut funktionierendes Betriebliches Eingliederungsmanagement (BEM). Das sieht die Sozialarbeiterin Gertrud Heuer, die schon seit 30 Jahren im Klinikum arbeitet, genauso. Als Betriebsratsmitglied und Kollegin in einer Tagesklinik hat sie eine weitere wichtige Aufgabe: als Ansprechpartnerin, wenn es um die Betriebliche Eingliederung geht. „2004 wurde das BEM per Gesetz eingeführt und ist seitdem für alle größeren Betriebe verpflichtend“, erläutert sie: „Das Verfahren greift, wenn ein Arbeitnehmer mehr als sechs Wochen Krankheitsausfall im Jahr hat.“ Von der Personalabteilung erhält sie dann einen entsprechenden Hinweis und lädt den Kollegen zum Gespräch ein. „Ich erinnere mich, dass früher das BEM sehr negativ besetzt und mit viel Angst verbunden war. Man wählte sich kurz vor der Kündigung.“ Dabei, so Gertrud Heuer, sei genau das Gegenteil der Fall: „Wir wollen ja unsere Kollegen behalten! Denn die meisten machen sehr gute Arbeit. Deshalb versuchen wir gemeinsam mit ihnen alles zu tun, um ihre Krankheitszeiten zu verringern!“ Es wird untersucht, ob der Arbeitsplatz oder bestimmte Umstände dort eine Erkrankung begünstigt haben, ob es im privaten Bereich oder anderswo übergroße Belastungen gibt. „Wir versuchen alle Aspekte, die zu einem langen Ausfall führen könnten, zu beleuchten, die körperlichen, seelischen und sozialen“, so die Sozialarbeiterin, die seit gut drei Jahren als BEM-Beauftragte tätig ist. „Zunächst war meine Hauptarbeit, den Kollegen klar zu machen: Ihr müsst keine Angst vor BEM haben. Es gibt immer eine Lösung, und wir finden sie!“ Oft sei schon das erste offene, vertrauensvolle Gespräch eine große Hilfe. „Ich biete den Kollegen auch immer an, eine weitere Person ihrer Wahl zur Verstärkung mitzubringen – egal ob das ein Kollege ist, der eigene Partner oder jemand aus dem Betriebsrat“, sagt Gertrud Heuer. Sie weiß: „Vertrauen und Verschwiegenheit sind die Grundvoraussetzungen. Nach einem solchen Gespräch sind ca. 95 Prozent der Kollegen zufrieden und fühlen sich sicher.“ Eine krankheitsbedingte Kündigung habe sie noch nie erlebt. „Wenn wir doch einmal im gegenseitigen Einvernehmen feststellen, dass Hierbleiben keinen Sinn hat, helfen wir bei der Suche nach einer neuen Arbeitsstelle in einer anderen Einrichtung, sodass Arbeitslosenzeiten nach Möglichkeit vermieden werden.“

Die BEM-Beauftragte, Gertrud Heuer, und Dr. Marcel Wendt, Leiter der Sporttherapie, arbeiten in Sachen Betriebliches Eingliederungsmanagement Hand in Hand.

Foto: Holtz



Dr. Marcel Wendt, Sportwissenschaftler im Bereich Prävention und Rehabilitation und Leiter der Sporttherapie im Klinikum Wahrendorff, hat aufmerksam zugehört. Ebenso wie Gertrud Heuer beurteilt auch er das Betriebliche Eingliederungsmanagement als sehr positiv – und weiß natürlich um die Bedeutung, die dabei der Sporttherapie zukommt. „Ich empfehle Ihre Sporttherapie sehr oft“, sagt die BEM-Beauftragte, „immer wenn es um die Gelenke, den Rücken, die Knie oder die Füße geht. Denn wir haben Sie und Ihr Team ja hier im Hause, alles hervorragende Sporttherapeuten – und für uns Mitarbeiter kostenfrei und ohne Verpflichtung!“ Marcel Wendt nickt und ergänzt: „Und selbst wenn ein Kollege nicht bei uns hier trainieren möchte, ist es für ihn oder sie oft hilfreich, eine zweite Meinung zu bekommen.“ Außerdem verfügten sie über ein Netzwerk an Experten, die man bei Bedarf mit gutem Gewissen weiterempfehlen könne. Die BEM-Beauftragte und der Sporttherapeut sind sich einig: Den Mitarbeitern müsse deutlicher gemacht werden, dass BEM ein „wohlwollendes“ Medium sei, keines, das kontrolliert oder überwacht. Marcel Wendt: „Es geht doch darum: Wie können wir für den Mitarbeiter Rahmenbedingungen schaffen, damit es nicht wieder zu Ausfallzeiten kommt!“ „Ja“, bestätigt Gertrud Heuer, „und je eher wir Mitarbeiter erreichen, die sich in irgendeiner Weise überfordert oder unwohl fühlen, umso erfolgversprechender können wir eingreifen.“ Selbst unter den schwierigen und belastenden Umständen der Coronazeit, sei es immer gelungen, eine Lösung zu finden, berichtet die Sozialarbeiterin: „Da gab es häufig mal Gewissenskonflikte: Kümmere ich mich jetzt um meine Kinder im Home-Schooling oder um meine Patienten? Mitunter ist es nicht so einfach, aber wir finden immer Lösungen!“, sagt Gertrud Heuer mit dem Brustton der Überzeugung. Hilfreich sei in solchen Situationen auch, dass es fast immer einen guten Kontakt zu den Vorgesetzten und eine gute Atmosphäre innerhalb der Teams gebe. So ist auch ein Fazit dieses Gesprächs: Die Sozialarbeiterin und der Sporttherapeut verabreden eine noch engere Zusammenarbeit. Marcel Wendt: „Leider habe ich bisher keinen Einblick, wie so ein Gespräch abläuft. Wir sollten einen viel kürzeren Draht zueinander haben! Vielleicht könnte man für die Angebote und Möglichkeiten der Sporttherapie mehr Verbindlichkeit erreichen, indem wir auch kurzfristige Termine für eine medizinische Trainingstherapie oder ein Beratungsgespräch hier vor Ort anbieten. Denn wenn das BEM gut läuft, ist es doch eine Win-Win-Situation für alle!“ Gertrud Heuer nickt: „Stimmt, es wäre sehr hilfreich, wenn man möglichst schnell Nägel mit Köpfen machen könnte!“ Ohne dass zwischen dem Sporttherapeuten und der Sozialarbeiterin das Stichwort gefallen wäre: Ihr gesamtes Gespräch drehte sich um die anfänglich erwähnte „Gesunde Unternehmenskultur“.

Eva Holtz



Stefanie S. ist stolz, dass auch ihre Arbeiten in der Ausstellung „Kunst macht Leerstand bunt“ in Sehnde zu sehen sind.

Foto: Holtz

Das Malen baut mich emotional auf

Mit 18, während ihrer Ausbildung zur Zahntechnikerin, ging es mit dem Trinken los. Heute ist Stefanie S. 40 Jahre alt und blickt auf ein Leben zurück, das der Alkohol gekennzeichnet hat: „Man trinkt, merkt, es ist nicht gut, gerät in Verzweiflung und trinkt dann wieder. Es ist wie ein Teufelskreis! Man kann einfach nicht mehr Nein sagen!“ Anfangs habe sie sich nur ein wenig ablenken wollen, entspannter und lockerer sein und leichter Gesellschaft finden wollen. Auch mit dem Selbstverletzen hatte sie es schon versucht. Sie zeigt einige schwache Narben am linken Unterarm. „Das war mit 17. Innerlich unruhig war ich schon als Kind. Als grade mal wieder ein Tiefpunkt war, hab ich gedacht, ich probier das mal aus.“ Andere Jugendliche hatten ihr vom „Schneiden“ vorgeschwärmt. „Und dann ist man leichtsinnig und macht es. Ich hab aber sehr schnell gemerkt, das bringt nichts. Sich selbst zu zerstimmen bringt nichts!“ Nach zwei oder drei Versuchen, war dieses Thema für Stefanie erledigt. Anstelle dessen entdeckte sie den Wein. „Das war kein Einfluss von außen. Ich bin in guten Verhältnissen aufgewachsen und war auch in der Schule ganz OK. Hab die Mittlere Reife mit Befriedigung abgeschlossen.“ Sie lebte mit ihrer Mutter, dem Stiefvater und zwei Geschwistern in Güstrow. Die Mutter arbeitete als Altenpflegerin, der Stiefvater war Lagerleiter, und der leibliche Vater der drei Kinder, zu dem es immer Kontakt gab, hatte Klempner gelernt und später als LKW-Fahrer gearbeitet. „Getrunken wurde bei uns zu Hause wenig, höchstens abends mal. Das kam aus mir selber. Weil ich dachte, es wäre das Richtige für mich“, berichtet Stefanie S.. Nach der abgebrochenen Zahntechnikerlehre begann sie eine Ausbildung zur Hauswirtschaftlerin, danach eine als Sozialassistentin und dann noch eine als Köchin. „Abgeschlossen hab ich keine Ausbildung. Irgendwann hat mir das alles keinen Spaß mehr gemacht, und ich habe mich wieder vor allem mit Trinken beschäftigt.“ Wie ihre Ausbildungen waren auch ihre Freundschaften nicht von Dauer. „Das waren immer nur kurze Freundschaften, mit Jungs aber auch mit Frauen. Ich hatte nie ne feste Freundin oder nen festen Freund. Man hat mal miteinander Spaß gehabt, und dann wars das wieder.“ Heute bedauere sie das sehr, sagt sie traurig. „Ist ja nichts, was geblieben ist, was hält, worauf man für die Zukunft bauen könnte.“ Längst sei ihr klar: „Ein Freund ist viel wert! Aber ich war nie stark genug, zu sagen, was ich wollte. Eigentlich wusste ich es gar nicht. Sonst wäre ich ja nicht hier!“ „Hier“, im Klinikum Wahrendorff, lebt Stefanie S. seit dem Sommer 2014. Vorher war sie bereits in anderen Einrichtungen, mit 20 das erste Mal. „In oder bei Güstrow, das

ist ja meine Heimatstadt.“ Helfen konnte man ihr jedoch nicht. Immer wieder hatte sie schwere Rückfälle, besonders auch, wenn sie zwischendrin wieder einmal in einer eigenen Wohnung lebte. „Die Lösung war das alles nicht. Deshalb hat das Gesundheitsamt vorgeschlagen, dass ich hierher komme.“ Und der Anfang war vielversprechend: Drei Jahre hielt sie „trocken“ durch. Sie arbeitete verlässlich und gern in der Parkpflege und durfte in eine Trainingswohnung ziehen, wo die Selbständigkeit wesentlich größer ist. Ihr Zustand war so gut, dass sie sogar Chancen hatte, wieder nach Güstrow in die Nähe ihrer Familie zurückzukehren. „Ich war schon auf der letzten Stufe vor der Selbständigkeit“, erinnert sich Stefanie S., „doch dann wurde ich übermütig und dachte: Jetzt kann ich machen was ich will.“ Sie begann wieder zu trinken – und zwar heftig. Auch nach der Rückverlegung in engmaschiger betreute Bereiche konnte sie nicht vom Alkohol lassen. Sie hatte mehrere Unfälle, und zwei Entgiftungsversuche waren fehl geschlagen. Zum eigenen Schutz erfolgte die Unterbringung in einem beschützten Bereich. „Ich musste 1 ½ Jahre in die Geschlossene, in Köthenwald. Das war sehr hart! Man war sehr eingeschränkt, und es gab sehr viele Regeln.“ Heute, sagt sie: „Das ist für mich wie eine Erziehungsmaßnahme gewesen, wo ich auf keinen Fall nochmal hin wollte! Deshalb hab ich mich anschließend immer wieder zusammengerafft, auch wenn es manchmal sehr schwer war.“ Sie schaffte es, sich selbst um einen Platz in einem anderen Wohnbereich zu kümmern und um eine neue Arbeitsstelle. Während der Therapie hatte sie die Kunstwerkstatt kennengelernt, freute sich, dort malen und zeichnen zu können und durfte auch den kleinen Hund der Werkstatt-Leiterin, Annette Lechelt, ausführen. Dort wollte sie gern arbeiten, beschloss sie. Es klappte, und nun ist Stefanie S. seit drei Jahren Mitarbeiterin in der Kunstwerkstatt. Ihre Bilder – inzwischen sind hauptsächlich Blumen ihre Motive – wurden sogar schon auf einer Ausstellung in Sehnde gezeigt. Sechs Stunden pro Tag packt sie in der Werkstatt mit an und malt – meist Auftragsbilder für die Häuser des Klinikums. „Eigentlich ist das für mich gar keine Arbeit, sondern eine tolle Beschäftigung, ein tolles Hobby, und es baut mich emotional sehr auf. Seitdem ich hier arbeite, geht es mir gut, und ich komme jeden Tag gerne her.“ Ihr Wunsch für die Zukunft? „Dass ich richtig stabil werde, und dass ich aus dem Klinikum auch mal wieder rauskomme. Aber hier in der Gegend könnte ich gut leben. Hier habe ich mich ganz gut eingewöhnt.“ Eva Holtz

Endlich wieder richtige Arbeitstherapie!

Für mich sind die Wochenenden am schlimmsten. Dann muss ich oft heulen und weiß mich nicht zu beschäftigen. Ich freue mich immer auf die Arbeit. Da kommt nie Langeweile auf. Hier macht mir jede Arbeit Freude. Und alle hier sind sehr nett.“ Die 40-jährige Stefanie M. ist glücklich, dass wieder mehr Normalität in ihren Alltag eingekehrt ist und fühlt sich in der neu geschaffenen Arbeitstherapie (AT) im Colori in Ilten pudelwohl. Gerade ist die Bewohnerin dabei, Schachteln zu falten und dann mit Kugelschreibern zu befüllen. Sie erklärt, was zu tun ist: „Es müssen genau 12 Stifte rein und alle genau so rum.“ Ihr Nachbar Ralf G. (59) hat leichte Probleme. Er hat sich verzählt und sich bei den Kugelschreibern in der Richtung vertan. Patrick Feder – er ist Sozialpfleger und hat zusammen mit seiner Kollegin, der Ergotherapeutin Melina Witte, diese AT vor acht Monaten aufgebaut – hilft ihm: „Es sind erst elf, einer muss noch. Geht das so mit dem großen Haufen in der Hand? Ist es anders nicht einfacher zu zählen? Und richtig herum in den Karton stecken ist auch sehr wichtig!“ Der Bewohner ändert seine Vorgehensweise und merkt sofort, dass es besser geht. Sicherheitshalber zählt er nochmal nach: „Acht, neun, zehn, elf, zwölf – stimmt!“, ruft er zufrieden. An einem der Nebentische arbeitet Wolfgang Sch. (72): „Während der Coronapause bin ich viel spazieren gegangen und hab mich ausgeruht. Aber jetzt mit der Arbeit ist es viel abwechslungsreicher. Gute Arbeit und nette, ruhige Kollegen, und nach der Arbeit gehe ich raus, in die Natur oder auch mal nach Lehre.“ Stefanie M. ruft: „Lehrte ist meine Lieblingsstadt! Da mach ich mir gern mal einen ausgefüllten, schönen Tag. Ich fand es aber blöd, da in der Fußgängerzone Maske zu tragen. Ich brauche Freiheit!“ Mehr Freiheit und Normalität hat auch in den Alltag der Heiminternen Tagesstruktur/Tagesförderstätte wieder einkehren können. Maskenpflicht (außer am Arbeitsplatz), Abstandhalten und Händehygiene gelten zwar immer noch, aber es dürfen wieder Bewohner verschiedener Bereiche miteinander arbeiten. Um die Abstände einhalten zu können, wird nun in zwei Schichten gearbeitet. Die Arbeitstherapie im Colori ist bereits die zweite AT, die Patrick Feder und Melina Witte gemeinsam installiert haben. „Die andere war im Dorff-Gemeinschaftshaus. Da mussten wir raus, als das Impfzentrum eingerichtet wurde“, sagt der Sozialpfleger. Es sei schon eine kleine Herausforderung, eine neue AT aufzubauen und Arbeitsplätze zu schaffen, die es vorher nicht gab. „Toll war, dass wir dabei freie Hand hatten und machen konnten, was wir für richtig hielten.“ Es habe richtig Spaß gemacht, ergänzt seine Kollegin Melina Witte und erinnert sich noch genau an die Reaktion der Bewohner: „Sie waren ja eine zeitlang zur Untätigkeit verdammt, und als wir verkündeten, dass wir wieder etwas anbieten können, sind bei einigen sogar Freudentränen geflossen.“ Für das Selbstwertgefühl

Corona hat auch in den Arbeitstherapien viel verändert und unmöglich gemacht. Nun freuen sich alle wieder über mehr Normalität, z.B. in der AT Colori (li.) und der Verpackungs-AT (re.). Fotos (2): Giesel

